Notabilia VI : Hinweise auf wichtige Neuerscheinungen aus dem Bereich der mittelalterlichen Philosophie

Autor(en): **Imbach, Ruedi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **43 (1996)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-761247

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

RUEDI IMBACH

Notabilia VI

Hinweise auf wichtige Neuerscheinungen aus dem Bereich der mittelalterlichen Philosophie[1]

Miserum autem est eum magistrum fieri,
qui numquam novit se discipulum esse.
PSEUDO-BOETHIUS, *De disciplina scolarium* II

1. Zum institutionellen Rahmen der Philosophie im Mittelalter

1.1. Zu Beginn der letzten Lieferung dieser Literaturübersicht habe ich für eine Betrachtung der mittelalterlichen Philosophie plädiert, die den Kontext stärker berücksichtigt. Mehrere interessante neue Publikationen geben mir Gelegenheit, diesen Punkt noch einmal aufzugreifen. In der Reihe «Education and Society in the Middle Ages and Renaissance» ist ein Band mit Aufsätzen von ALFONSO MAIERÙ zum Lehrbetrieb im späteren Mittelalter erschienen.[2] In den fünf Kapiteln, die eine unwahrscheinliche Maße an Informationen verarbeiten, werden verschiedene Aspekte der akademischen Vermittlung von Wissen außerhalb der beiden großen Zentren Paris und Oxford, die durch einschlägige Studien besser erforscht sind, untersucht. Während im ersten Kapitel die Studienregelung an den *studia generalia* der Bettelorden genauer analysiert wird, behandelt Maierù im zweiten Kapitel verschiedene akademische Übungen an italienischen Universitäten. Hier kommen der Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen, die verschiedenen Arten von Prüfungen und Disputationen, aber auch die sog. *sermones* zur Sprache (36–71). Die präzise Bedeutung der Ausdrücke ‹facultas› und ‹verificare› bilden den Gegenstand des dritten Kapitels. Besonderes Interesse verdienen die beiden Kapitel, die dem Logikunterricht gewidmet sind (93–141). Maierù gibt nicht nur außergewöhnlich interessante Hinweise zu den Leseprogrammen, die vorgeschrieben waren (vgl. 94–102), sondern bietet ebenfalls einen ausgezeichneten Überblick

[1] Vgl. *FZPhTh* 39 (1992) 180–194; 40 (1993) 179–216; 40 (1993) 400–416; 41 (1994) 229–251; 42 (1995) 186–212.

[2] University Training in Medieval Europe, Translated and Edited by D.N. PRYDS, Leiden: E.J. Brill 1994, XVI + 188 S. (ISBN 90-04-09823-2).

zu einzelnen logischen Übungen. Dies gilt in besonderer Weise von den Sophismata und ihrer Bedeutung, die Maierù folgendermaßen umschreibt:

> Thus it seems, on the one hand, that daily practice aimed at enabling the student to deal with the logical difficulties connected with the properties of terms and inference, and on the other, that the sophism was used to illustrate rules and theories, point out their limits or discover new possibilities (136).

Es ist in diesem Rahmen nicht sinnvoll, die unzähligen Hinweise, die dieses reichhaltige Buch enthält, aufzulisten, aber ich halte fest, daß es in Zukunft – wie die Arbeiten von W. Courtenay, P. Glorieux und O. Weijers – zu den Pflichtlektüren einer ernsthaften Beschäftigung mit der mittelalterlichen Philosphie im Zeitalter der Universität gehören wird.

1.2. Mit einem ähnlichen Thema beschäftigte sich ein Kolloquium, das unter der Leitung von JACQUELINE HAMESSE 1993 in Louvain-la-Neuve stattgefunden hat.[3] Der vielfältige Band liefert in erster Linie einen *status quaestionis* zu verschiedenen Aspekten des universitären Lehrbetriebs, wobei die Fakultäten der Artes[4], der Theologie[5], des Rechts[6] und der Medizin[7] berücksichtigt werden. Aus der Perspektive der Philosophiegeschichte sind mehrere Aufsätze zu berücksichtigen. CH. FLÜELER beschäftigt sich mit den verschiedenen Formen der Aristoteleskommentierung;[8] er ist überzeugt, daß die Kolophone «wertvolle Hinweise auf die literarische Gattung» (94) von Kommentaren liefern. Der Autor, der eine sehr umfängliche Dokumentation zusammengestellt hat, die z. T. abgedruckt wird, gibt Hinweise u. a. zu den Begriffen *sententia*, *scriptum*, *rationes*, *expositio*. Die von Flüeler untersuchten Zeugnisse geben häufig Einblick in die Entstehungsbedingungen der Werke. Allerdings ist sich der Autor dieser Studie bewußt, daß «der Einstieg über die Überschriften und Kolophone» nur den Anfang einer wirklich umfassenden Erforschung der verschiedenen Gattungen der Aristoteleskommentare darstellt (vgl. 117). Der vorbildliche Aufsatz von E. JENNIFER ASHWORTH zu den Logikhandbüchern, die in Oxford verwendet wurden[9],

[3] Manuels, programmes de cours et techniques d'enseignement dans les universités médiévales, Actes du colloque international de Louvain-la-Neuve, 9–11 septembre 1993, édités par Jacqueline Hamesse, Louvain-la-Neuve: Université Catholique de Louvain, Publications de l'Institut d'études médiévales 1994, XXII + 477 S.

[4] Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang: O. WEIJERS, L'enseignement du *trivium* à la Faculté des arts de Paris: la questio, 57–74.

[5] M. COLISH legt eine Synthese zur Entwicklung der theologischen Textbücher in Paris von 1130–1215 vor (9–29); J. VERGER untersucht die Entwicklung der Bibelexegese (31–56).

[6] A. GOURON bietet eine nützliche Übersicht zur Lehre des Zivilrechts im XII. Jahrhundert (183–199) und A. GARCIA Y GARCIA zu jener des kanonischen Rechts (201–234).

[7] Vgl. D. JACQUART, L'oeuvre de Jean de Saint-Amand et les méthodes d'enseignement à la faculté de médecine de Paris à la fin du XIIIe siècle, 257–275.

[8] Die verschiedenen literarischen Gattungen der Aristoteleskommentare: zur Terminologie der Überschriften und Kolophone, 75–116.

[9] Les manuels de logique à l'université d'Oxford au XIVe et XVe siècle, 351–370.

ergänzt in idealer Weise die bereits erwähnten Arbeiten von Maierù, indem sie knapp aber informativ über die Fragestellungen, die Texte und das Lehrprogramm berichtet. Ebenfalls aufschlußreich ist die Studie von WILLIAM J. COURTENAY, der das theologische Studienprogramm von Oxford in seinen Beziehungen zur literarischen Produktion (Bibelkommentare, Sentenzenkommentar und Disputationen) vorstellt.[10] Der umfangreiche Sammelband enthält viel unentbehrliches Wissen zu den Rahmenbedingungen mittelalterlicher Spekulation. Gleichzeitig wird bei der Lektüre dieser Dokumentation klar, daß die Information über den institutionellen Rahmen nur einen Teil der Erforschung des Kontextes ausmacht und daß die Reflexion über die Verknüpfung der institutionellen Bedingungen mit dem philosophischen Denken noch in ihren Anfängen steckt.

1.3. Gerade diese Beziehung erörtert WOLFGANG KLUXEN in einer Studie, die einen anderen Sammelband zur Beziehung zwischen Philosophie und mittelalterlicher Universität[11] eröffnet. Kluxen vertritt[12] die These, daß die Entstehung der mittelalterlichen Universität keineswegs als Antwort auf ökonomische, soziale und politische Problemlagen zu verstehen sei, vielmehr habe «die Gesellschaft [...], in der ihr verfügbaren Form, eine spontane, zuerst von Individuen getragene Entwicklung ratifiziert» (13). Letztlich steht die Frage auf dem Spiel: «Bedarf die Spontaneität der Vernunft überhaupt einer externen Erklärung?» (7). Ich meinerseits glaube nicht, daß sich das Problem auf diese Frage reduzieren läßt. Ob hier überhaupt die Vorstellung einer eindimensionalen Kausalität angebracht ist? Kluxen will eine «reine Ideengeschichte» verteidigen, und mit ihr das Recht der theoretischen Vernunft. Dieses Postulat steht allerdings im Widerspruch zu einer kontextuellen Betrachtung der theoretischen Vernunft (und des Postulates selber), eine Betrachtung, die gleichsam auf einer zweiten Ebene die historische Bedingtheit auch der reinen Theorie reflektieren sollte und somit die These einer uneingeschränkten Spontaneität der Vernunft zumindest glaubt überprüfen zu müssen.

Die Aufsätze dieses Sammelbandes, die dem Verhältnis von Literaturgattungen und organisatorischen Strukturen gewidmet sind[13], greifen das Thema von Ideengeschichte und Institution noch einmal auf. CLAUDE LAFLEUR beschäftigt sich in seiner ausführlichen Untersuchung mit dem Lehrprogramm des berühmten Pariser Studienführers, den M. Grabmann seinerzeit in der Hs. Ripoll 109 entdeckt hat, und vergleicht ihn mit anderen zeit-

[10] Programs of Study and Genres of Scholastic theological Production in the fourteenth Century, 325–370.

[11] Philosophy and Learning, Universities in the Middle Ages, edited by MAARTEN HOENEN, J.H. JOSEF SCHNEIDER, GEORG WIELAND, Leiden, New York, Köln: E.J. Brill 1995, X + 435 S.

[12] Institution und Ideengeschichte, 3–16.

[13] Von den Beiträgen aus dem ersten Teil möchte ich auf GEORG WIELAND, Der Mendikantenstreit und die Grenzen von Theologie und Philosophie, 17–28, und ALAIN DE LIBERA, Albert le Grand et la mystique allemande, 29–42, aufmerksam machen.

genössischen Texten, die wir als Einführungen in die Philosophie bezeichnen können. Als Ergebnis hält er fest, daß diese Textsorten eine dreifache Funktion erfüllten, nämlich eine praktische (Übersicht über das Arbeitsprogramm), eine theoretische (Ordnung des neuen Wissens) sowie eine ideologische (Lob der Philosophie). Die sehr umfangreiche Untersuchung von JAKOB HANS JOSEF SCHNEIDER «Wissenschaftseinteilung und institutionelle Folgen» (63–121) will nachweisen, daß die Organisation des Studiums sich offensichtlich nicht an die Wissenschaftseinteilungen hielt (vgl. 121). Es sollte deshalb nicht nach dem Einfluß der Wissenschaftseinteilungen auf die universitäre Praxis, sondern gerade umgekehrt nach dem Einfluß dieser Praxis auf den Begriff der Philosophie gefragt werden:

> Vielleicht darf ich als Ergebnis dieser Untersuchung festhalten, daß die Literaturgattung der Wissenschaftseinteilung weniger direkten Einfluß auf die Studienordnung an den Universitäten des lateinischen Mittelalters hatte, als sie vielmehr die von unten gewachsene Pluralität von Wissenschaft in ein bestimmtes Ganzes zu integrieren versuchte (121).

Unter einem noch einmal verschiedenen Blickwinkel wird das Verhältnis von Institution und Ideen im dritten Teil des Bandes betrachtet. Die Aufsätze von LUDGER HONNEFELDER und WILLIAM J. COURTENAY analysieren das auffällige Phänomen der Schulenbildung im Spätmittelalter. Während Courtenay[14] in seiner Arbeit noch einmal sehr differenziert das Problem von Ockhams Einfluß an der Pariser Hochschule im XIV. Jahrhundert im Zusamenhang mit den Dokumenten von 1339 und 1340 erörtert, stellt Honnefelder[15] die Frage, was die Schulbildung – im Falle des Scotismus – zur philosophischen Entwicklung beigetragen habe, indem er sich namentlich mit Franciscus de Mayronis und Wilhelm von Alnwick auseinandersetzt. Schulbildung bedeutet einerseits «deutliche Abgrenzung gegenüber anderen Lehrmeinungen» (262). Auf der anderen Seite schließt die Zugehörigkeit zu einer Schule keineswegs die Verteidigung von Thesen aus, die von der Meinung des Lehrers abweichen. Die von ZÉNON KALUZA vorgetragene Deutung des Pariser Nominalismus-Verbots von 1474[16] wirft noch einmal ein anderes Licht auf die Frage nach der Relation, auf die das Eröffnungsreferat von Kluxen hinweist. Methodisch und inhaltlich verdient diese Interpretation, daß wir uns damit etwas eingehender beschäftigen. Kaluza versteht seinen Beitrag als eine Ergänzung zur Erforschung des berühmten Wegestreites zwischen *via antiqua* und *via moderna* am Ende des Mittelalters. Bei der Erforschung dieses Streites, der nicht nur an den deutschen Universitäten, sondern auch in Frankreich geführt wurde, sind drei Komponenten zu unterscheiden, nämlich die eigentlich universitäre Diskussion über den Gegensatz

[14] Was there an Ockhamist School?, 263–292.

[15] Scotus und der Scotismus, Ein Beitrag zur Bedeutung der Schulbildung in der mittelalterlichen Philosophie, 249–262.

[16] La crise des années 1474–1482: L'interdiction du nominalisme par Louis XI, 293–327. In diesem dritten Teil sind des weiteren eine Studie von MAARTEN HOENEN zur Rolle des 1492 in Köln erschienenen *Promptuarium argumentorum* (329–369) und eine Skizze von ZDZISLAW KUKSEWICZ zum lateinischen Averroismus (371–386) enthalten.

zwischen Realismus und Nominalismus sowie die offiziellen Dokumente und Akten, die gegen die eine oder andere Partei Maßnahmen ergreifen, denn der Wegestreit ist im Zusammenhang mit der Institutionsgeschichte zu sehen (vgl. 297–298). Allerdings sollte nach Kaluza drittens die Rolle des Hussitismus in dieser Debatte nicht übersehen werden. Der primär politische Kampf gegen die Hussiten verfolgt wie ein Schatten die Diskussionen zum Status der Universalien und zu den damit verbundenen Themen. Dank einer vorbildlichen Analyse begründet Kaluza die These, das hussitische Argument sei ein anti-tschechisches Argument (298–306). Das Ergebnis der präzisen Prüfung des Verurteilungsdokumentes von 1474 sowie des Memorandums, mit dem die Nominalisten darauf geantwortet haben, kommt er zu dem überraschenden Ergebnis, daß diese Dokumente uns keine Informationen zu den philosophischen und theologischen Gründen des Streites und des Verbotes liefern. Kaluza interpretiert also diese Episode des Wegestreites ausschließlich politisch:

> En espérant découvrir deux écoles doctrinales se disputant la première place dans l'université, nous avons surpris deux partis politiques, animés l'un par l'hypocrisie bigote, l'autre par le jeu redoutable de la délation et du mensonge (326).

Dem Plädoyer für die historische Forschung, die für die Philosophiegeschichte unentbehrlich ist, wenn sie sich selbst verstehen will und mit dem Kaluza seinen Beitrag beschließt, kann ich nur zustimmen. Diese originelle Studie dokumentiert, mit wie viel Akribie und Feinsinn die Relation zwischen Ideen und Institutionen, zwischen Manifestationen der theoretischen Vernunft und politischen Interessen beschrieben und gedeutet werden muß.

1.4. Von der bisherigen Forschung nicht immer gebührend gewürdigt wurden bislang die Bursen als Wohn- und Studienstätten der spätmittelalterlichen Universitäten. Im besprochenen Sammelband widmet ERICH MEUTHEN dieser Institution, ohne deren Berücksichtigung das intellektuelle Leben insbesondere der Kölner Universität nicht angemessen verstanden werden kann, einen Beitrag.[17] Unter seiner Leitung ist an der Kölner Universität eine Dissertation zu eben diesem Thema abgeschlossen worden, die einen umfassenden Überblick von den Anfängen der Bursen bis zum XVI. Jahrhundert bietet.[18] Die nach meinem Dafürhalten vorbildliche Arbeit von GÖTZ-RÜDIGER TEWES ist, wie die Studien seines Lehrers, einem prosopographischen Ansatz verpflichtet, d. h. die «Personen als Träger der wissenschaftsgeschichtlichen Schulen» (4), der «Mensch als handelndes und gestaltendes Wesen» (5) bilden den Ausgangspunkt der sehr klar gegliederten Dissertation, die mit einem Verzeichnis der Bursen-Regenten von den Anfängen bis 1550 eröffnet wird. Tewes bietet hier für alle nachweisbaren Regenten der vier Prinzipal-Bursen (Montana, Laurentiana, Corneliana, Kuckana) wie

[17] Bursen und Artesfakultät der alten Kölner Universität, 225–245.

[18] GÖTZ-RÜDIGER TEWES, Die Bursen der Kölner Artisten-Fakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 1993, XII + 932 S.

auch der Klein-Bursen Kurzbiographien. Es werden insgesamt 303 Regenten vorgestellt (27–110). Ein zweiter Teil der Untersuchung beschreibt die Institutionalisierung der Bursen und ihre ökonomische Basis (121–278). Mit der wissenschaftsgeschichtlichen Ausrichtung der Bursen befaßt sich der für uns zentrale dritte Teil (279–394). Danach wendet sich der Autor dem Einfluß der Kölner Bursen an Europäischen Hochschulen (396–664) und schließlich dem Verhältnis von Humanismus und Scholastik zu (666–805). Bereits diese trockene Inhaltsangabe bekundet den Reichtum und die Fülle dieser wichtigen Untersuchung, die auch in der Bibliothek der Philosophiehistoriker nicht fehlen darf.

Der wissenschaftshistorische Teil, der hier etwas ausführlicher vorgestellt werden muß, beginnt mit einer sorgfältigen Interpretation des Kölner Terministenbeschlußes von 1414 – «das früheste offizielle Zeugnis zum universitären Wegestreit» (288)[19] –, in dem jener *modus exponendi antiquus et abolitus* gewisser Pariser Magister verboten wird. Überzeugend weist der Autor nach, daß die Kölner Ereignisse «durch den Hintergrund des Wirkens von Hieronymus von Prag» (331), der sich kurz in Köln aufgehalten hat (vgl. 303–303), besser verständlich werden. Mit gleicher Meisterschaft rekonstruiert Tewes die Gründung der Montana-Burse durch den *monarcha thomistarum*, Heinrich von Gorkum, das Auftreten und Wirken des Albertisten Heymericus de Campo, dem Begründer der Laurentiana, oder die Konsolidierung des Streites zwischen Albertisten und Thomisten in Köln (350–394). Besonders lehrreich finde ich die Darstellung der Expansion des Kölner Albertismus und Thomismus. Ich erwähne hier beispielhaft die Seiten zum Einfluß des Thomismus an der seit 1460 existierenden Universität Basel (535–544), wo 1464 Johannes Heynlin *ad doctrinandum in via antiqua* in die Fakultät aufgenommen wird: Aus seinem Besitz sind in der Basler UB 17 Hss. erhalten, die Charles Lohr in seinem unten vorzustellenden Repertorium beschreibt! Ebenso könnte auf die Verbreitung des Thomismus in Wittenberg oder jene des Albertismus in Löwen und Schottland aufmerksam gemacht werden. Die Ausführungen zum Verhältnis von Scholastik und Humanismus führen zu einer zweifachen Feststellung. Einerseits muß die Frage heute differenzierter betrachtet werden, als es in den Arbeiten von Gerhard Ritter und Heinrich Hermelink seinerzeit geschehen ist. Dieser wollte den deutschen Humanismus aus der *via antiqua* ableiten, jener betrachtete diese als eine humanismusferne, bloß reaktionäre Bewegung. Tewes tritt für eine erneute Erörterung der Verknüpfung ein, die zu untersuchen hätte, «welchen besonderen humanistischen Inhalten sich die jeweiligen Vertreter einer Via zuwandten» (814). Andererseits glaubt Tewes nachweisen zu können, daß die Thomisten für den Humanismus offener waren als die Albertisten (vgl. 813). Die geringe Akzeptanz des Kölner Albertismus ist nach dem Urteil des

[19] Wenn wir die oben erwähnte Studie von Kaluza berücksichtigen, dann muß diese Aussage präzisiert werden: Es handelt sich um das erste offizielle Dokument im *deutschen* Wegestreit.

Autors einerseits seiner Subtilität und andererseits in einem gewissen konfrontationsfreudigen Rigorismus zu suchen (vgl. 810).

Das besprochene Werk besticht durch die solide Information. Es stellt m. E. die Grundlage für eine neue Erforschung der Kölner Episode des Wegestreites dar, enthält aber auch viele Auskünfte zu verwandten Themen. Im hier skizzierten Diskussionszusammenhang erweist sich allerdings ein anderer Aspekt auch als bedeutungsvoll: Philosophie ist das Werk historischer Individuen, deren theoretische Ansätze ohne Berücksichtigung des historischen Kontextes nicht adäquat verstanden werden können. Die theoretische Vernunft darf nicht auf die sozialen, politischen und historischen Bedingungen reduziert werden, aber steht dazu in Beziehung.

1.5. Daß es noch eines sehr intensiven Quellenstudiums bedarf, bevor wir uns allgemeinverbindliche Urteile über das Verhältnis von Ideen und Institutionen erlauben können, dies veranschaulicht ein weiterer Sammelband, auf den hier hingewiesen werden kann. An der Universität Bologna fand im September 1990 ein Kolloquium zum Logikunterricht an derselben Universität im XIV. Jahrhundert statt, dessen Akten jetzt zur Verfügung stehen.[20] Die dreizehn Arbeiten vermitteln ein außergewöhnlich reichhaltiges Bild der inhaltlichen Probleme, mit denen sich der Logikunterricht in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts beschäftigte. Die Studien von GIAN CARLO ALESSIO[21] und IRÈNE ROSIER[22] setzen sich mit der Rezeption des Pariser Modismus auseinander; mehrere Arbeiten behandeln in Bologna entstandene Kommentare zu Schriften des Organon[23] oder zu Petrus Hispanus[24] und Wilhelm Heytesbury[25]. Besonders aufschlußreich ist der Aufsatz von GIANFRANCO FIORAVANTI, der sich mit Reden (sermones) zu Ehren der Philosophie befaßt, die wohl als Antrittsvorlesungen zu verstehen sind.[26] Der umfangreiche Band ist aus drei Gründen besonders wichtig: (1) Er vermittelt Ein-

[20] L'insegnamento della Logica a Bologna nel XIV secolo, a cura di DINO BUZZATI, MAURIZIO FERRIANI, ANDREA TABARONI, Bologna: Presso l'Istituto per la storia dell'Università, 1992, X + 648 S. (Studi e memorie per la storia dell'Università di Bologna, Nuova Serie, vol. VIII).

[21] Il commento di Gentile da Cingoli a Martino di Dacia, 3–71.

[22] Mathieu de Bologne et les divers aspects du pré-modisme, 73–108.

[23] Hier sind zu erwähnen: MARIO BERTAGNA, Il commento agli *Analitici primi* attribuito a Gentile da Cingoli, 241–276; ROBERTO LAMBERTINI, La teoria delle *intentiones* da Gentile da Cingoli a Matteo da Gubbio, 277–351; CONSTANTINO MARMO, La teoria delle relazioni nei commenti alle *Categorie* da Gentile da Cingoli a Matteo da Gubbio, 353–391; ANDREA TABARRONI, Gentile da Cingoli e Angelo d'Arezzo sul *Peryermeneias* e i maestri di logica a Bologna all'inizio del XIV secolo, 393–440; ALESSANDRO CONTI, Il commento di Giacomo da Piacenza all'*Isagoge* e alle *Categorie*, 441–460; PIETRO B. ROSSI, Il commento di Matteo da Gubbio agli *Analitici secondi*, 461–495; GINO RONCAGLIA, Le *Questiones* di Mesino de Codronchi sul *De interpretatione*, 545–577.

[24] ALFONSO MAIERÙ, I commenti bolognesi ai *Tractatus* di Pietro Ispano, 497–543.

[25] DINO BUZZATI, Linguaggio e ontologia nei commenti di autore bolognese al *De tribus praedicamentis* di William Heytesbury, 579–604.

[26] Sermones in lode della filosofia e della logica a Bologna nella prima metà del XIV secolo, 165–185.

blick in das Logikstudium an einem italienischen Bildungszentrum; (2) elf Beiträge enthalten in ihren Anhängen zum Teil längere Textausgaben (vor allem des wohl wichtigsten Magisters, Gentile da Cingoli); (3) der Band enthält einen bio-bibliographischen Anhang von A. TABARRONI, in dem 30 Bologneser Professoren kurz präsentiert werden.

2. *Zeitschriften, Kataloge, Repertorien*

2.1. Im Rahmen des von der «Société internationale pour l'étude de la philosophie médiévale» 1972 ins Leben gerufenen Unternehmens, das die Beschreibung aller Handschriften von Aristoteleskommentaren, die in Europäischen Bibliotheken aufbewahrt werden, intendiert hat die Schweizerische Kommission für das *Corpus Philosophorum Medii Aevi* Prof. CHARLES LOHR damit beauftragt, die Aristoteles Hss. in den Beständen der Schweizer Bibliotheken zu beschreiben. Der nun abgeschlossene Band[27], dessen Publikation von der Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften unterstützt wurde, enthält die Beschreibung von rund 470 Hss., in denen Texte von Aristoteles oder Kommentare dazu enthalten sind. Lohr berücksichtigt in seinem Verzeichnis die handschriftlich überlieferten Texte bis 1650. Der älteste verzeichnete Codex, St. Gallen, Stiftsbibliothek, 242, enthält Texte aus der Schule Notkers. Der jüngste aufgeführte Zeuge ist eine Abschrift, die Lenz Füglistaller (†1840) von Texten Notkers angefertigt hat (Aarau, Kantonsbibliothek, Mur. F. 60). Das Repertorium umfaßt Beschreibungen aus folgenden Bibliotheken: Aarau, Basel, Bern, Beromünster, Chur, Einsiedeln, Engelberg, Fribourg, Lausanne, Luzern, Porrentruy, St. Gallen, Schaffhausen, Sion, Winterthur, Zürich. Die einzelnen Vermerke enthalten neben knappen codicologischen und paläographischen Hinweisen und einer Inhaltsangabe der Hs. wertvolle bibliographische Hinweise zum Codex und, sofern bekannt, zum Besitzer. Besonders hilfreich sind die sieben Indices (auctorum, operum aristotelicorum, initiorum, vocum finium, possessorum, scriptorum, codicum chronologicus). Der Beitrag von Charles Lohr in diesem Heft macht deutlich, welch interessante Beobachtungen eine aufmerksame Lektüre dieses bedeutsamen Verzeichnisses ermöglicht.

2.2. Der zweite Teil der Studie von CHRISTOPH FLÜELER zur Rezeption der Aristotelischen Politik im Mittelalter, der ein Repertorium der mittelalterlichen Kommentare zu *Politica* und *Yconomica* des Aristoteles enthält, wird der künftigen Forschung sehr wertvolle Dienste leisten.[28] Der zweite Teil dieses Bandes enthält die Verzeichnisse der Quaestionen von 24 Kommenta-

[27] Aristotelica Helvetica, Catalogus codicum latinorum in bibliothecis Confederationis Helveticae asservatorum quibus versiones expositionesque operum Aristotelis continentur, Codices descripsit CAROLUS LOHR, Freiburg: Universitätsverlag 1994, XII + 387 S. (Scrinium Friburgense, Sonderband 6; ISBN 3–7278–0958–2).

[28] Rezeption und Interpretation der Aristotelischen *Politica* im späten Mittelalter, Teil 2, Amsterdam, Philadelphia: B.R. Grüner, 1992, VII + 209 S. (Bochumer Studien zur Philosophie 19,2; ISBN 90–6032–336–X).

ren in Quaestionenform zu den beiden genannten Werken (101–183). Das Verzeichnis (1–99) enthält Beschreibungen von 59 zugeschriebenen und von 104 anonymen Kommentaren sowie Hinweise auf 62 bezeugte Kommentare. Es finden sich zusätzlich zahlreiche Hinweise zu fälschlich zugeschriebenen oder irrtümlicherweise als Kommentare betrachteten Werken. Dieses Repertorium stellt nicht nur für die zukünftige Erforschung der Rezeption der Politik eine unentbehrliche Grundlage dar, sondern es zeigt auch, daß die erste, d. h. mittelalterliche Rezeption der Politik (vor der neuen Übersetzung von Leonardo Bruni) weit umfassender war, als man dies glauben möchte[29]: Neben den bekannten Kommentaren von Albert dem Großen und Thomas von Aquin sind jene von ALEXANDER VON TREBOVIA (vgl. 5), DONATUS ACCIAIOLUS (†1478), GUALTERUS BURLEY (vgl. 13–22), GUIDO VERNANI, GUILLELMUS BECCHIUS FLORENTINUS (†1492), HENRICUS TOKE (†1455), HENRICUS TOTTING DE OYTA (†1397), JOHANNES BRASIATOR DE FRANKENSTEIN (†1446), JOHANNES DE LEGNANO (1383), JOHANNES VERSOR, JOHANNES VENCESLAI DE PRAGA (fl. um 1400), LUDOVICUS VALENTIA OP (†1496), NICOLAUS DE WALDEMONTE (†Ende XIV. Jh.), PAULUS NICOLETTUS VENETUS (†1429), PAULUS DE WORCZYN (†ca. 1430), PETRUS DE ALVERNIA (†1304)[30], PETRUS MARTINEZ DE OSMA (†ca. 1480), RAIMUNDUS ACGERII OFM (fl. XIV), VINCENTIUS GRUNER (†vor 1418) erwähnenswert.[31] Vom Kommentar, der in verschiedenen Ausgaben Buridan zugeschrieben wurde (Paris 1513 und Oxford 1640), konnte Flüeler überzeugend nachweisen, daß er Nicolas de Waldemonte zugesprochen werden muß.[32]

2.3. Der von NILÜFER KRÜGER bearbeitete dritte Teil des Katalogs der theologischen Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg beschreibt den Richtlinien der Deutschen Foschungsgemeinschaft entsprechend die Manuskripte, die die Signaturen Cod. theol. 1751–2228 tragen.[33] Es handelt sich dabei um 58 mittelalterliche bzw. spätmittelalterliche und

[29] Trotz bewundernswerter Akribie Flüelers wird man im Laufe der Jahre wahrscheinlich noch neue Kommentare entdecken. Zur Kontrolle habe ich das eben erwähnte Verzeichnis von Lohr mit demjenigen von Flüeler verglichen und konnte feststellen, daß dieser alle von Lohr erwähnten Kommentare verzeichnet.

[30] Im ersten Teil seiner Dissertation (Rezeption und Interpretation der Aristotelischen *Politica* im späten Mittelalter, Teil 1, Amsterdam, Philadelphia 1992) hat Flüeler einen Teil des Kommentars, der nicht mit der Fortsetzung desjenigen von Thomas, die auch von Petrus stammt, verwechselt werden darf, publiziert (169–227) und analysiert (86–131).

[31] Das *Compendium* von Engelbert von Admont sowie die Glossen von Nicole Oresme, die Kommentare nach 1500 und jene, die die Übersetzung Brunis verwenden, übergehe ich bei dieser Aufzählung.

[32] Vgl. dazu Teil 1 seiner Studie, 132–168: «Der fälschlicherweise Johannes Buridan zugeschriebene Kommentar zur Politik des Aristoteles: Die *Quaestiones supra octo libros Politicorum* von Nicolas de Vaudémont.»

[33] Die theologischen Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, 3. Quarthandschriften und kleinere Formate (Cod. theol. 1751–2228) beschrieben von NILÜFER KRÜGER, Stuttgart: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1993, XXII + 348 S. (Katalog der Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Band II, 3; ISBN 3-7762-0373-0).

355 neuzeitliche Hss. Ein großer Teil der beschriebenen Hss. enthält Gebets- und Andachtsliteratur. Einige der hier beschriebenen Hss. verdienen allerdings auch aus der Perspektive der Philosophiegeschichte Interesse. Das gilt wahrscheinlich in erster Linie vom cod. theol. 2057 (146–152), einer noch im Cod. Laud. Misc. 479 der Bodleiana überlieferten Predigtsammlung, die dem Inhalt nach ins Erfurter Dominikanerkloster verweist und die bekanntlich eine ganze Reihe von Eckhart-Predigten enthält. Bemerkenswert sind ebenfalls cod. theol. 2105 (198–200) mit einem Predigtzyklus von Johann Geiler von Kaysersberg, oder cod. theol. 1839 (30), der eine Abschrift des *Colloquium heptaplomeres* von Jean Bodin beinhaltet. Im cod. theol. 1932 ist eine Kopie des *Horologium sapientiae* von Seuse enthalten, die Pius Künzle in seiner berühmten Edition von 1977 nicht erwähnt.

3. Editionen, Studienausgaben, Übersetzungen

3.1. **Petrus de Ybernia**. Nicht nur weil die Biographen des Thomas von Aquino ihn als Lehrer des Dominikaners bezeichnen, sondern auch weil von ihm eine Disputation vor König Manfred erhalten ist, hat dieser *magister artium* Berühmtheit erlangt. Von ihm sind weiterhin Kommentare zu *Perihermeneias*[34] sowie zu *De longitudine et brevitate vitae* erhalten. MICHAEL DUNNE ist eine kritische Edition des zweiten Kommentars zu verdanken.[35] Die Edition des Textes wird von einer recht ausführlichen Einleitung begleitet, die nicht nur zusammenfaßt, was wir heute über das Leben und das Werk dieses Philosophen wissen, sondern ebenfalls versucht, den Kommentar in einem weiteren historischen Kontext zu situieren. Im Hinblick auf dieses Ziel stellt Dunne in gebotener Kürze zeitgenössische Kommentare zu *De longitudine* vor (Petrus Hispanus, Albertus Magnus, Adam von Buckfield und Peter von Auvergne), und er präsentiert die philosophische Bedeutung der Schrift, indem er einige Grundbegriffe, die in dieser naturphilosophischen Schrift zur Diskussion stehen, erörtert. Zweifellos ist seinem abschließenden Urteil zuzustimmen, wenn er festhält, Peter gehöre zu jenen Professoren des XIII. Jahrhunderts, die wir eher als Exegeten des Stagiriten denn als eigenständige Denker bezeichnen müssen (vgl. 64–65). Der hier erstmals, nach der einzig erhaltenen Abschrift (Vat. lat. 825) publizierte Text ist allerdings ein wertvolles Zeugnis für die Erforschung des Aristotelesexegese in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts (nach den Angaben des Editors ist der Text um 1250 entstanden, vgl. 16): Die sieben *lectiones* sind alle in gleicher Weise strukturiert, der Aristotelische Text wird nämlich durch die *sententia*, die *divisio textus* sowie durch an den Text anschlie-

[34] Teilweise ediert von K.A. DALGAARD, in: *Cahiers de l'Institut du Moyen-Age Grec et Latin* 43 (1972) 3–44.

[35] Magistri Petri de Ybernia, Expositio et quaestiones in Aristotelis librum de longitudine et brevitate vitae (ex cod. Vat. lat. 825, ff. 92r–102r), Edited with an introduction by MICHAEL DUNNE, Louvain-la-Neuve: Editions de l'Institut supérieur de Philosophie; Louvain-Paris: Editions Peeters 1993, 172 S. (Philosophes médiévaux XXX; ISBN 90-6831-487-4/2-87723-062-7).

ßende Fragen ausgelegt (vgl.14). Zusammen mit anderen frühen Aristoteleskommentaren aus dem Milieu der Artistenfakultät, die namentlich durch R.-A. Gauthier beschrieben worden sind, kann die Edition dieses Textes helfen, ein maßgebliches Kapitel der noch ungeschriebenen Geschichte der Aristoteleskommentierung im lateinischen Mittelalter vorzubereiten, das sich mit der voralbertinischen und vorthomistischen Erklärung des Stagiriten befaßt.

3.2. **Gerhard von Abbeville**. Dieser Pariser Magister, den P. Glorieux als einen charakteristischen Vertreter der scholastischen Theologie der Säkularkleriker des XIII. Jahrhunderts bezeichnet hat[36], ist in erster Linie aufgrund seiner Stellungnahmen im Rahmen des sog. Mendikantenstreites bekannt. Seine Philosophie und Theologie wurden bislang kaum um ihrer selbst willen untersucht. Diese Lücke füllt A. PATTIN mit einer wertvollen Dokumentation, die Texte zur Anthropologie Gerhards vorlegt.[37] Der ansehnliche Band enthält die Edition von 25 Fragen aus den *Quodlibeta* sowie die Ausgabe der *Questiones de cogitacione*. Diese 22 Fragen, die um 1268 entstanden sein dürften (vgl. 123), basieren auf einem augustinischen Verständnis der Erkenntnis, wie bereits die sich auf die Ideenlehre beziehende Fragestellung der ersten drei Fragen verdeutlicht.[38] Als anschauliches Beispiel der augustinischen Erleuchtungslehre kann folgende Stelle angeführt werden:

> Sola lux et veritas increata sufficiat ad rectificandam aciem mentis in scientifica cogitacione et certitudinali. Arguitur per eius inmutabilitatem, sublimitatem et universalitatem. Per eius inconmutabilitatem, quia cum cognicio certitudinalis sit inconmutabilis, sola lux inconmutabilis et inconmutabiles continens rationes rectificare potest mentem obliqualem in inconmutabili cognicione veritatis. [...] Propter sublimitatem, quia si lux rectificans aciem mentis in cogitando inferior esset nostra mente non secundum illam, sed de illa iudicaremus. [...] Propter universalitatem, quia a diversis intellectibus creatis eadem veritas et eadem omnino ratione intelligitur, quod non posset fieri nisi esset unica ratio intelligendi communis in omnibus intellectibus creatis (130–131).

Die übrigen Fragen der Sammlung handeln von verschiedenen Aspekten des Denkens, beispielsweise, ob es möglich sei, daß ein anderer Geist unsere Gedanken erkennen kann (q. 13) und ob der Mensch gleichzeitig mehreres denken könne (q. 19). Besonders beunruhigt war Gerhard anscheinend durch

[36] Pour une édition de Gérard d'Abbeville, in: *Recherches de théologie ancienne et médiévale* 9 (1937) 56–57.

[37] L'anthropologie de Gérard d'Abbeville, Etude préliminaire et édition critique de plusieurs Questions quodlibétiques concernant le sujet, avec l'édition complète du *De cogitationibus*, Leuven: University Press 1993, XLI + 399 S. (Ancient and Medieval Philosophy, De Wulf-Mansion Centre, Series 1, XIV; ISBN 90–6186–5551–4).

[38] Utrum anima in luce increata vel creata suas videat cogitaciones, et cum hac utrum formando suas necesse habeat consulere eternas rationes; utrum anima videndo suas cogitaciones in luce increata videat et decernat illam lucem increatam; utrum scientia in memoria de qua formatur cogitacio sit creata vel increata.

die Frage, ob der schlafende Mensch denke: *utrum dormiens possit cogitare et per consequens dormiendo peccare* (q. 18). Anläßlich der Beantwortung dieser Frage präzisiert Gerhard, daß es zwischen zwei Bedeutungen von *cogitare* zu unterscheiden gilt, nämlich das einfache intellektuelle Sehen (aspectus et instinctus quidam sine collacione) und die Überlegung (actus deliberativus et collativus).[39]

Die *Questiones* sind in fünf Hss. erhalten (vgl. dazu XXIX–XXXVIII), deren älteste noch ins XIII. Jahrhundert gehört. Für die Texterstellung (123–362) hat Pattin die Hss. Brugge, Stadsbibl. 177, sowie Arras, Bibl. munic. 873, als Leithandschriften benutzt, sie gehen auf eine identische Vorlage zurück. Nach Notwendigkeit korrigiert er den Text mit Hilfe der Lesarten der *codices* Dôle, Bibl. munic. 81 und Paris, Bibl. nat. lat. 2042, die ebenfalls zusammengehören. Im kritischen Apparat werden die signifikativen Varianten vermerkt (vgl. XL).

Die ausgewählten Fragen aus den zwischen 1262 und 1272 entstandenen *Quodlibeta* können das Bild der Anthropologie Gerhards vervollständigen. Pattin präsentiert Fragen zur Seelenlehre, zur Selbsterkenntnis, aber auch zur Freiheit, so daß ein abgerundetes Bild der anthropologischen Auffassungen eines stark von Augustinus abhängigen Denkens, das indessen gewisse aristotelische Lehren aufgegriffen hat, vermittelt wird (7–122). Philosophiehistorisch besonders aufschlußreich ist die Frage zur Einheit des Intellekts (Quodl. VIII,2; 65–87), in der der Pariser Meister mit besonderer Heftigkeit die These eines einzigen Intellekts bekämpft:

> Dic quod si esset intellectus unus numero in omnibus hominibus, non multiplicatus neque multitudine numerosa distinctus, ynanis est predicatio nostra, ynanis est fides nostra, quod est per se impossibile et prorsus incredibile, quod est falsum et inintelligibile; proh dolor quam vane transcendens et ynanis ymaginatio, quam fantastica et dyabolica illusio (70).

Niemand wird bezweifeln, daß es sich um aufschlußreiche Zeugnisse handelt, die neues Licht werfen auf das intellektuelle Leben an der Pariser Hochschule in den sechziger Jahren des XIII. Jahrhunderts; des weiteren ermöglichen sie, eine Persönlichkeit, die in einem der wichtigsten Konflikte des Jahrhunderts eine beachtliche Rolle gespielt hat, besser zu verstehen. Ob die hier veröffentlichten Texte tatsächlich einen «wahren Denker» offenbaren, wie es der Herausgeber behauptet (XXIX), wage ich allerdings zu bezweifeln.

3.3. **Duns Scotus**. Das anhaltende und berechtigte Interesse für die Metaphysik des *doctor subtilis* manifestiert sich auch in neuen Übersetzungen. GÉRARD SONDAG sind gleich zwei wichtige Übertragungen in die französische Sprache zu verdanken. Ein erster Band ist Texten zum Problem der In-

[39] Vgl. 319 sowie XXVII. Diese Problematik beschäftigt den Magister vor allem wegen der *pollucio nocturna*, der zwei ganze Fragen gewidmet sind (q. 16 und 17).

dividuation gewidmet.[40] Unter dem etwas mißverständlichen Titel «Le principe d'individuation» legt der Autor eine Übersetzung von *Ordinatio* II, dist. 3, pars 1, vor.[41] Die vorzügliche Übersetzung der sieben Fragen wird durch einen hilfreichen Sachindex (211–214), erklärende Fußnoten sowie eine substanzielle Einleitung vervollständigt. Dieser Einführung, die ausdrücklich auf eine philosophiehistorische Situierung des Textes verzichtet (9) und sich ausschließlich als eine Darstellung der Skotistischen Problematik versteht, gelingt es, die philosophische Bedeutung und Relevanz des von Scotus aufgeworfenen Problems der Gründe der Individuation des einzelnen überzeugend vorzuführen.

Die Untersuchung wird im Zusammenhang mit der Angelologie geführt, da Scotus die Frage behandelt, ob mehrere Engel in einer Art (species) existieren. Um dieses Problem behandeln zu können, klärt Scotus vorgängig in sechs *quaestiones* ab, wodurch materielle Substanzen individuiert werden, indem er zuerst die traditionellen Lösungsversuche, nach deren Lehre die Natur, die Existenz, die Quantität oder die Materie die Individuation zu erklären vermögen, zurückweist, bevor er seine persönliche Antwort darlegt, nach der die Individualität durch eine Entität besonderer Art begründet wird (vgl. 64, aber vor allem die Frage 6, die diese These ausführlich erörtert, 159–187). In seiner Einführung zeigt Sondag die Vernetzungen dieser Fragestellung mit den grundlegenden Thesen der Skotistischen Metaphysik auf, denn die spezifische Antwort auf das Problem der Individuation ist solidarisch mit der *distinctio formalis* (19–20), setzt die Lehre der *natura communis* voraus (29–33), stützt sich auf die Auffassung, daß die Materie eine Natur besitzt (57–59). Die in der Einleitung vorgelegte systematische Skizze dieser Probleme besticht durch ihre Klarheit und Eindringlichkeit und erfüllt zweifellos die intendierte Zielsetzung, die Stimme des Scotus in das philosophische Gespräch der Gegenwart einzubringen. Allerdings muß auch auf die Grenzen des vom Autor berücksichtigten methodischen Prinzips, den Autor durch sich selbst erklären (9), hingewiesen werden. Da ich der Meinung bin, daß die geschichtliche Forschung nicht nur eine hilfswissenschaftliche Funktion in der Philosophie wahrnimmt, sondern die Substanz der Philosophie selbst affiziert, glaube ich, daß auf eine historische Situierung philosophischer Fragen nicht verzichtet werden kann. Das vorliegende Beispiel verdeutlicht diese Behauptung in anschaulicher Weise: Die Frage,

[40] Duns Scot, Le principe d'individuation, Introduction, traduction et notes par GÉRARD SONDAG, Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1992, 217 S. (Bibliothèque des textes philosophiques; ISBN 2-7116-1129-9).

[41] Ich nenne den Titel etwas mißverständlich, weil er nahelegt, es handle sich um ein eigenständiges Werk von Scotus. Wie der Autor selber festhält, verwendet Scotus den Ausdruck *principium individuationis* im Text nur ein einziges Mal (60, vgl. auch 192). Es wäre sinnvoll gewesen, auf dem Titelblatt den präzisen Hinweis auf die übersetzten Quellentexte zu verzeichnen. Die Situierung der übersetzten Texte im Rahmen des Sentenzenkommentars gehört nicht in eine Fußnote (74–75), vielmehr sollte die Leserschaft gleich zu Beginn der Einleitung auf diese Sachverhalte hingewiesen werden. Dieselben Bemerkungen gelten auch für den zweiten von Sondag besorgten Band, der weiter unten besprochen wird.

die Scotus zur Erörterung der Individuationsproblematik Anlaß gibt, verweist auf einen *präzisen historischen* Ort, denn die These, jeder Engel bilde eine Art, wurde 1277 von Bischof Tempier verurteilt, und es ist der einzige der 219 inkriminierten Artikel, von dem mit untrüglicher Gewißheit behauptet werden kann, er treffe die thomistische Doktrin.[42] Ich meine, der Autor hätte mindestens auf die metaphysischen Implikationen dieser auf den ersten Blick ausschließlich theologischen Fragestellung hinweisen müssen, wenn er glaubt, die historischen Bezüge vernachlässigen zu können.

Trotz dieses kritischen Einwands, der eine methodische Divergenz zwischen dem Autor und mir offenbart, möchte ich noch einmal betonen, daß der Band nicht nur große Dienste leisten wird, sondern die eigene Zielsetzung eines sich allein auf den Text des Scotus beziehenden Kommentars in mustergültiger Weise verwirklicht. Nicht weniger bemerkenswert ist der zweite von Sondag vorgelegte Band, in dem Skotistische Texte zur Erkenntnislehre präsentiert werden.[43] Diesmal werden die Fragen 1–4 aus *Ordinatio* I, dist. 3, pars 3, übersetzt und gemäß der bereits erwähnten Methode kommentiert. In dem mit dem Titel «De imagine» überschriebenen Abschnitt des Sentenzenkommentars untersucht Scotus einerseits die Rolle der *species intelligibilis* in der abstraktiven Erkenntnis (qq. 1–3), und er legt andererseits dar, worin das Bild Gottes im Menschen bestehe.

Die Einleitung enthält sehr erhellende Seiten zum Skotistischen Verständnis des *universale* (23–33): Knapp aber eingängig wird die Lehre des *esse obiectivum* erklärt, der Unterschied zwischen dem Universale und dem, was es repräsentiert, aufgezeigt und zur Notwendigkeit der *species intelligibilis* (34–45) und ihrer Verursachung (46–60) durch den Intellekt und den extramentalen Gegenstand das Wesentliche festgehalten. Noch entschiedener als im ersten Band betont Sondag hier die Aktualität der Skotistischen Lehre, von der er sagt, sie könne dank einer präzisen Trennung zwischen genetischer Psychologie und Noetik (vgl. 75–80) sowie aufgrund der Lehre einer partiellen Verursachung der Erkenntnisform durch das materielle Objekt und den Intellekt einen beachtenswerten Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion über die menschliche Erkenntnis liefern. Was Scotus vom Sehen sagt – *ex visibili et videnti gignitur visio* – und auf das Erkennen anwendet, betrachtet Sondag als die wichtigste Lehre, die die erörterten Texte vermitteln können:

> L'un des principaux acquis de *L'Image* réside dans cette idée simple mais de grande conséquence que la nature matérielle des choses et la nature intellectuelle de l'esprit peuvent conjuguer leur action pour produire dans l'âme un effet commun doué d'unité, puisqu'elles le font *de facto* (85).

Ich stimme mit dem Autor überein, daß wir eine philosophisch fruchtbare, d. h. das philosophische Denken selbst anregende und befruchtende Ausein-

[42] R. HISSETTE, Enquête sur les 219 articles condamnés à Paris le 7 mars 1277, Louvain-Paris 1977, 82–87.

[43] Duns Scot, L'image, Introduction, traduction et notes par GÉRARD SONDAG, Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1993, 269 S. (Bibliothèque des textes philosophiques; ISBN 2-7116-1178-7).

andersetzung mit den Texten des Mittelalters brauchen. Er hat mit den beiden wertvollen Bänden einen unübersehbaren Beitrag dazu geleistet, originelle und grundlegende Argumentationen und Thesen eines der bedeutsamsten Metaphysikers des Mittelalters durch eine vorzügliche Übersetzung und einen klaren Kommentar zu vergegenwärtigen. Die historische Aufarbeitung steht noch aus.

3.4. **Buridan**. Die von JOËL BIARD besorgte französische Übersetzung der *Sophismata* Buridans offenbaren einen ganz anderen Aspekt des mittelalterlichen Denkens.[44] Die Übersetzung stützt sich auf die kritische Edition des Textes, die FABIENNE PIRONET besorgt hat und die nächstens erscheinen soll. Wie Biard in seiner kurzen Einleitung in Erinnerung ruft, erfüllten die *Sophismata* im spätmittelalterlichen Lehrbetrieb eine wichtige institutionelle Rolle, sind aber selbstverständlich auch philosophisch von Bedeutung:

> Au sens strict que ce terme revêt au Moyen Age, le sophisme est une certaine proposition (simple ou complexe), présentant une ambiguïté telle qu'on peut, du moins en première apparence, démontrer aussi bien sa fausseté que sa vérité (10).

Es liegt auf der Hand, daß die Entwirrung derartiger Probleme viel semantischen Spürsinn und logische Spitzfindigkeit erheischt, so daß die *Sophismata* als Paradigmata mittelalterlicher Logikdiskussionen betrachtet werden können. Die hier übersetzten, aus acht Kapiteln bestehenden *Sophismata* Buridans verdienen indessen in der Geschichte der Literaturgattung besondere Beachtung, weil er sie ganz und gar auf die Probleme der menschlichen Sprache konzentriert hat und im Zusammenhang mit den *Sophismata* maßgebliche Überlegungen zu den fundamentalen Problemen der Semantik und Sprachphilosophie unterbreitet; so steht im Zentrum des ersten Kapitels beispielsweise die Beziehung von Wort, Begriff und Sache, während das achte Kapitel ganz den selbstbezüglichen Aussagen gewidmet ist und in diesem Kontext ausführlich die berühmte Antinomie des Lügners erörtert. Andere Teile behandeln Aspekte der *proprietas terminorum* wie die Supposition (Kapitel 3) oder die Appellation und die Ampliation (Kapitel 4 und 5). Besonders aufschlußreich sind m. E. das zweite Kapitel, wo die Bedingungen der Wahrheit eines Aussagesatzes geklärt werden[45], und das sechste Kapitel, wo Schwierigkeiten der konventionellen Bedeutung der sprachlichen Zeichen gelöst werden. Diese Übersetzung ist deshalb aus zwei Gründen bemerkenswert: Zum einen vermittelt sie Einblick in den Stand der Sophismata-Literatur in Paris um 1350[46], zum anderen enthält das übersetzte Werk

[44] Jean Buridan, Sophismes, Texte traduit, introduit et annoté par JOËL BIARD, Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1993, 301 S. (Sic et non; ISBN 2-7116-1161-2).

[45] Buridan ist, wie Ockham, der Meinung, daß bei der Diskussion der Bedingungen der Wahrheit von Sätzen die Supposition der Termini berücksichtigt werden muß, und er erachtet als notwendige Bedingung für die Wahrheit einer einfachen kategorischen Aussage, daß Subjekt und Prädikat für denselben Gegenstand supponieren (vgl. 90 sowie 21).

[46] Die von FABIENNE PIRONET besorgte Übersetzung der *Sophismata* des Wilhelm von Heytesbury informiert über die angelsächsische Variante der Gattung: Guillaume de

(vor allem in den die *Sophismata* und ihre Auflösung begleitenden, teilweise sehr ausführlichen und fundamentalen *Conclusiones*) bedeutsame Elemente der Sprachphilosophie Buridans. Die zahlreichen, ausführlichen und genauen Anmerkungen zum Text erleichtern die Lektüre des Textes in beträchtlichem Maße. Nach meinem Dafürhalten ist dagegen die Einführung zu knapp ausgefallen, zumal ein erheblicher Teil davon aus einer Zusammenfassung der acht Kapitel besteht. Es wäre hier der Ort gewesen, dem französisch sprechenden Publikum eine Synthese zur Logik und Sprachphilosophie Buridans zu präsentieren. Biard, dessen gehaltvolles Buch zur Zeichentheorie im XIV. Jahrhundert[47] ich sehr schätze, hätte diese Aufgabe zweifellos mit Leichtigkeit erfüllen können.

4. Studien, Sammelbände

4.1. Der Begriff *ratio* gehört zu den vieldeutigsten und schwierigsten der scholastischen Sprache. Es ist daher besonders erfreulich, daß ein Band der Reihe «Lessico Intellettuale Europeo» diesem Ausdruck gewidmet wurde.[48] Von den 23 Studien, die den historischen Raum von Cicero bis zur Aufklärung abdecken, betreffen mehrere die Zeit des Mittelalters und bilden eine vorzügliche und unentbehrliche Grundlage für weitere lexikographische wie auch philosophiehistorische Untersuchungen. Die Studie von JEAN PÉPIN zu den *rationes aeternae* bei Augustin (47–68) skizziert nicht nur die verschiedenen Bedeutungen des Ausdrucks im Werke des Kirchenvaters, sondern legt vor allem eine interessante Hypothese zu den Vorläufern der Lehre vor: «Origène demeure le seul qui offre un précédent convaincant à la doctrine augustinienne des *rationes aeternae*» (67). Die Arbeit von PIERRE-MAURICE BOGAERT zu den verschiedenen Verwendungen des Wortes bei den Übersetzern der Bibel[49] oder jene von RICHARD LEMAY zur Entwicklung des semantischen Feldes von *ratio* unter dem Einfluß der Übersetzungen aus dem Arabischen[50] verdeutlichen in eindrücklicher Weise, wie aufschlußreich und notwendig derartige, präzise begriffsgeschichtliche Studien für ein angemessenes Verständnis der Entwicklung des philosophischen Gedankens sind. Besondere Beachtung verdient die mit Akribie geführte Untersuchung von JACQUELINE HAMESSE zu diesem Begriff bei Bonaventura (149–171), nicht zuletzt deshalb, weil die Autorin die Bedeutung des Terminus bei mehreren

Heytesbury, Sophismata asinina, Une introduction aux disputes logiques du Moyen Age, édité et présenté par F. PIRONET, Paris 1995(?).

[47] Logique et théorie du signe au XIVe siècle, Paris 1989.

[48] Ratio, VII Colloquio Internazionale, Roma, 9–11 gennaio 1992, Atti a cura di M. FATTORI e M.L. BIANCHI, Firenze: Leo S. Olschki Editore 1994, VI + 574 S. (Lessico Intellettuale Europeo LXI; ISBN 88 222 4183 5).

[49] «Caelorum ratio, ratio sub sole», L'emploi de *ratio* chez les traducteurs latins de la bible et notamment chez saint Jérôme, 69–83.

[50] Evolution du champ sémantique du terme *ratio* dans la littérature philosophique médiévale sous l'impact des traductions de l'arabe, 115–147.

Zeitgenossen des Franziskaners analysiert.[51] Bei Bonaventura spielt der Ausdruck primär im Kontext der Erkenntnislehre eine wichtige Rolle (vgl. 158, 163): *ratio ... accipitur proprie pro parte cognitiva.* Allerdings meint die Autorin, es ließe sich bei Bonaventura wegen theologischer Vorbehalte keine wirklich ausgeprägte Lehre zur *ratio* finden: «Si nous ne trouvons pas de doctrine bien élaborée de la *ratio* chez saint Bonaventure, c'est qu'il a toujours manifesté une certaine méfiance vis à vis de cette puissance de l'âme au niveau de la connaissance» (170). Methodisch wie inhaltlich ist die Studie von ROBERTO BUSA zu Thomas von Aquin besonders lehrreich (173–195). Der Herausgeber des Index thomisticus gibt genau Rechenschaft über sein Vorgehen bei der Analyse des Terms, der im Werk des Thomas 36.335 mal vorkommt. Nach dem Ergebnis seiner Nachforschungen besitzt das Wort eine vierfache Bedeutung, denn *ratio* meint entweder die Vernunft (ut mens), einen Grund (ut causa cur), eine Rechnung (computatio) oder ein Konzept (ut concepta alicuius essentia). Wie der Autor selbst bestätigt, hat Thomas in seinem Kommentar zu *De divinis nominibus* (c. 7, lect. 5, n. 735) diese vier Bedeutungen klar zusammengefaßt:

> Ex nomine autem rationis quattuor intelliguntur:
> primo quidem dicitur esse quaedam cognoscitiva virtus [...]. Alio modo ponitur pro causa, ut cum dicitur: Qua ratione hoc fecisti? [...] Tertio modo dicitur ratio etiam computatio [...] Quarto modo dicitur ratio aliquid simplex abstractum a singularibus (zit. 175).[52]

Von einzigartiger Meisterschaft und Kompetenz zeugt der Aufsatz von LAMBERT MARIE DE RIJK, der eine Übersicht zur Verwendung des Ausdrucks im XIII. und XIV. Jahrhundert vorlegt (197–218), bei der er Thomas von Aquino, Petrus Hispanus, Scotus und Buridan berücksichtigt. De Rijk weist nach, daß in den metaphysischen Diskussionen des berücksichtigten Zeitraumes der Term *ratio* im Sinne einer ontologischen (oder logischen) Hinsicht eine grundlegende Rolle gespielt hat.[53] Vor allem die Ausführungen zu Thomas, die es erlauben, Ausdrücke wie *ratio boni*, *ratio veri*, *ratio cognoscendi*, *ratio rei* oder *ratio singularis* präziser zu erfassen, sind m. E. besonders gehaltvoll. Die Aufsätze von CESARE VASOLI zu Ficino und KARL-HEINZ ZUR MÜHLEN über *ratio* bei Luther runden den mittelalterlichen Bereich dieses lexikographischen Bandes ab. Ich bedauere nur, daß darin das XII. Jahrhundert mit keinem eigenen Beitrag gewürdigt wird.

[51] Die Autorin bezieht sich in diesem Zusammenhang auch auf Armandus de Bellovisu und dessen *Tractatus de declaratione difficilium dictorum et dictionum in theologia* und behauptet (155), dieses wichtige Werk sei nicht ediert. Es gibt aber davon mehrere alte Drucke, z. B. Pavia 1480.

[52] Das bei Busa (175) angeführte Ziat enthält unter «quarto» eine Auslassung, die leider den Text völlig entstellt. Im Aufsatz von De Rijk (202) ist der richtige Text zu lesen.

[53] «The use of ratio in the sense of ‹ontic aspect› (or ‹logical aspect›) is quite common in logical and metaphysical discussion from the 13th century onwards» (201).

4.2. **Ockham.** In den vergangenen Jahren sind mehrere gewichtige Versuche erschienen, die den Franziskaner als Gesprächspartner für eine heutige philosophische Diskussion betrachten. Das Standardwerk von MARLYN MC CORD ADAMS aus dem Jahre 1987 eröffnet gleichsam den Reigen, es wird gefolgt von den Arbeiten von PIERRE ALFÉRI[54], CLAUDE PANACCIO[55] und PETER SCHULTHESS[56]. Auch die hervorragende Studie von DOMINIK PERLER zu den Wahrheitstheorien des XIV. Jahrhunderts[57] würdigt in angemessener Weise den einzigartigen Beitrag Ockhams zur Entwicklung des spätmittelalterlichen Denkens. Eine neuere Untersuchung von MATTHIAS KAUFMANN soll hier kurz vorgestellt werden.[58] Der Autor bedauert, daß es bislang kaum durchgehende Interpretationen von Ockhams Denken «mit den Mitteln der analytischen und sprachanalytischen Philosophie» (2) gebe, und stellt sich deshalb die Aufgabe, in seiner Studie «das Schwergewicht auf eine(r) so weit wie möglich alltagssprachliche(n) Analyse des Verhältnisses von Semantik, Ontologie und Erkenntnistheorie bei Ockham» (3) zu legen, in der Hoffnung, daß die Auseinandersetzung mit Ockham «die gegenwärtige Diskussion um einige Elemente zu bereichern vermag» (3), und in der Überzeugung, daß die philosophischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte nützliche Hilfsmittel für die Deutung Ockhams zur Verfügung stellen (vgl. 4). Die Philosophie der Gegenwart, sofern darunter die sprachanalytsche Philosophie verstanden wird, bildet also den Horizont der Interpretation Ockhams, und zwar in einem doppelten Sinne: Zum einen liefert sie die Folie für die Auslegung der Theorie Ockhams, zum anderen sollen gewisse zeitgenössische Positionen mit Hilfe von Ansätzen Ockhams kritisch gesichtet werden. Es scheint mir wichtig, die beiden Aspekte zu beachten, wenn dem Unternehmen Kaufmanns nicht von Anfang an Voreingenommenheit und Einseitigkeit vorgeworfen werden sollen. Wie diese Wechselwirkung zu verstehen ist, zeigt sich bereits im ersten Kapitel, wo Kaufmann die Grundbegriffe von Ockhams Semantik und Ontologie vorstellt. Er verteidigt Ockhams Verständnis der Begriffe als natürliche Zeichen einer mentalen Sprache, die durch eine Reaktion auf die Präsenz des Gegenstandes verursacht werden, gegen den Vorwurf einer magischen Theorie der Bezugnahme auf Gegenstände, wie er etwa im Anschluß an H. Putnam dagegen vorgebracht werden könnte; er versucht die Voraussetzung der Existenz absoluter Gegenstände in der Außenwelt, auf die sich die absoluten Termini unmittelbar beziehen, gegen verschiedene Formen des zeitgenössischen Holismus, die keine von unserer Sprache unabhängige Gegenstände annehmen, zu verfechten (vgl. 31–48):

[54] Guillaume d'Ockham, Le singulier, Paris 1989.
[55] Les mots, les concepts et les choses, Montréal-Paris 1991.
[56] Sein, Signifikation und Erkenntnis bei Wilhelm von Ockham, Berlin 1992.
[57] Der propositionale Wahrheitsbegriff im 14. Jahrhundert, Berlin 1992.
[58] Begriffe, Sätze, Dinge, Referenz und Wahrheit bei Wilhelm von Ockham, Leiden: E.J. Brill 1994, XII + 255 S. (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Band XL; ISBN 90-04-09889-5).

> Gegen Wittgenstein und Quine kann man demnach festhalten, daß es einen Bereich von Entitäten gibt, für den man Wörter, mit denen wir uns auf diese Dinge beziehen, durchaus analog zu Eigennamen im heute üblichen Sinne verstehen und ihre richtige Anwendung recht gut öffentlich kontrollieren kann (48).

Unter dem Titel «Was es gibt und was es nicht gibt» erörtert Kaufmann im fundamentalen zweiten Kapitel die Grundzüge der Ontologie Ockhams, indem er zuerst anhand von I *Sent.*, dist. 2, die Konzeptualismus genannte Auffassung der Universalien als Zeichen, die ontologisch betrachtet mit dem Erkenntnisakt identisch sind, ausbreitet (54–75) und danach die Kategorienlehre, namentlich die Reduktion der extramentalen Seienden auf Substanz und Qualität, vorstellt (75–90). Es gibt nach Kaufmann gute Gründe, Ockhams Ontologie zu akzeptieren; einer von ihnen besteht darin, daß «die wahrnehmbaren Dinge und ihre wahrnehmbaren Qualitäten für uns feste Inseln im Strom ontologischer Relativität darstellen» (90). Wenn Ockham nur Substanz und Qualität als ontologische Kategorien akzeptiert und die restlichen Prädikamente der aristotelischen Tafel als konnotative Namen auslegt, dann nimmt seine Semantik eine Zwischenstellung ein zwischen einer rein extensionalen Semantik, die für die absoluten Terme gilt, und Wittgensteins Lehre, die Bedeutung eines Wortes sei dessen Gebrauch (vgl. 87–88). Besondere Aufmerksamkeit verdienen indessen die Argumentationstypen, auf die Ockham immer wieder zurückgreift. Neben der referentiellen Synonymie sind vor allem das Ökonomieprinzip, daß nach Kaufmann primär methodologisch verstanden werden muß (vgl. 92–95), aber auch der Rückgriff auf die Allmacht Gottes und die Ablehnung einer aktuellen Unendlichkeit, zu erwähnen. Am Schluß dieser Skizze der ontologischen Thesen Ockhams stellt sich die Frage, ob der Franziskaner eher als Sprachphilosoph oder als Ontologe zu verstehen sei. Die Frage kann auch anders gewendet werden, wenn geprüft wird, «ob die Sprache eher ein Reflex dessen ist, was es gibt, oder ob wir unsere Wirklichkeit und die Dinge, die darin existieren, mittels unserer Sprache selbst schaffen» (100). Kaufmann versucht eine Antwort vor dem Hintergrund von Quines Ontologieverständnis. Wiewohl beide Bezeichnungen ganz gewiß anachronistisch sind, läßt sich die gestellte Frage beantworten: «Da die Existenz der Substanzen und Qualitäten nicht von unseren Begriffen abhängt» und die sprachanalytischen Verfahren nur zur Bestimmung dessen, was unabhängig von der Sprache ist, dienen, «wäre es wohl nicht sinnvoll, diesen Teil von Ockhams Lehre als Sprachphilosophie zu bezeichnen» (109). Nach einem Kapitel zur Vergleichbarkeit der Suppositionslehre mit der modernen Prädikatenlogik (118–163), die zu einem negativen Resultat hinsichtlich einer direkten Formalisierung der allgemeinen, personalen Supposition gelangt, erörtert Kaufmann im vierten Kapitel das Problem der Wahrheit (164–198), wobei diesmal vor allem Bertrand Russell, Donald Davidson und Alfred Tarski als Diskussionspartner auftreten.[59]

[59] Leider konnte Kaufmann die Arbeit von D. Perler nicht mehr berücksichtigen. Die vorzügliche Studie Perlers, die sich nicht nur auf Ockham bezieht, sondern auch Buridan

Ockhams berühmte Formulierung, für die Wahrheit eines singulären, nicht-modalen Satzes über die Gegenwart genüge, daß Subjekt und Prädikat für denselben Gegenstand supponieren, darf nicht dahingehend interpretiert werden, dass Ockham die Wahrheit mittels der Supposition definieren wolle (177–181). Er greift in seiner Theorie der Wahrheit sowohl korrespondenz- wie kohärenztheoretische Elemente auf, indem er einerseits darauf aufbaut, daß wahre Sätze sich auf die außersprachliche Wirklichkeit beziehen, und andererseits durchaus vorsieht, daß die Wahrheit eines Satzes durch einen Vergleich mit dem bisherigen Wissen überprüft wird. Der letzte Teil der Studie gilt der Erkenntnistheorie (199–238). Ausführlicher als in den anderen Kapiteln behandelt hier Kaufmann die Vorläufer Ockhams. Er beschreibt dann die Lehre der intuitiven Erkenntnis, die Ablehnung der *species* sowie die Kritik an der Funktion des tätigen Intellekts. Hinsichtlich der berühmten intuitiven Erkenntnis nicht-existenter Gegenstände, die die Forschung seit geraumer Zeit beschäftigt, meint Kaufmann, sie besitze «wenig erkenntnistheoretisches Interesse» (217). Dies hängt auch damit zusammen, daß Kaufmann diese Erkenntnis als intuitive Erkenntnis der Nicht-Existenz nicht-existenter Dinge auslegt und betont (mit K. Tachau), man dürfe nicht glauben, «die intuitive Erkenntnis von Nicht-Existentem bestünde in dem Erkennen nicht existierender Dinge als *existent und präsent*» (218).[60] Zum Schluß verteidigt Kaufmann die Plausibilität von Ockhams fallibilistischem, direktem Realismus (238) gegen Quines Annahme von Reizen als Grundlage der Wissenschaft und Putnams bekanntem Argument der Gehirne im Tank (233–238).

Die knappe Zusammenfassung des Inhalts verdeutlicht, daß die Arbeit Kaufmanns einen nach meiner Einschätzung zuverlässigen Einblick in Ockhams Semantik, Ontologie und Erkenntnislehre vermittelt. In diesem Sinne ist sie vergleichbar mit dem bereits erwähnten Buch von Schulthess, das die Absicht verfolgt, «den unverbrüchlichen Zusammenhang der semantischen,

und andere Autoren in die Untersuchung einbezieht, vermittelt einen sehr wertvollen Einblick in die Diskussionszusammenhänge der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

[60] Ich kann und will hier die schwierige Diskussion zur Bedeutung (und Entwicklung) dieser Lehre Ockhams nicht aufgreifen, aber es scheint mir immer noch unbezweifelbar, daß Ockham an der fraglichen Stelle der Ordinatio (*Prologus*, q. 1; Opera theologica I, 38–39) von einer intuitiven Erkenntnis eines nicht-existierenden Dinges spricht und den Fall eines nicht mehr existierenden Dings berücksichtigt. Das ist doch offensichtlich, wenn er das Beispiel eines nicht mehr existierenden Sternes erwähnt, dessen intuitives Sehen Gott «erhält» (ista visio potest manere stella destructa), oder wenn er sagt: *visio coloris sensitiva potest conservari a Deo ipso colore non exsistente*. Hier bewirkt Gott keineswegs «die Erkenntnis der Nicht-Existenz»! Daß Ockham auch den Fall einer intuitiven Existenz der Nicht-Existenz vorsieht, bestreite ich nicht, so wie ich nicht bestreite, daß seine Meinung hinsichtlich dieser Angelegenheit sich entwickelt haben mag. Ausschlaggebend ist m. E., daß Ockham an dieser Stelle die Möglichkeit erwägt, daß Gott eine intuitive Erkenntnis eines Gegenstandes, der nicht (mehr) existiert, in Erwägung zieht. Ich bin immer noch der Auffassung, daß diese Überlegungen Ockhams mehr *subversives* Potential enthalten, als es Boehners Bemühungen, Ockham zu rehabilitieren, nahelegen mögen.

ontologischen und erkenntnistheoretischen Fragestellung»[61] darzulegen. Die Schrift von Schulthess ist näher am Text des Franziskaners und primär an einer Rekonstruktion der Ontologie Ockhams interessiert, dessen Problemstellung konsequent historisch aufgewiesen wird. Kaufmann dagegen will die Thesen Ockhams mit zeitgenössischen Theorien konfrontieren. Darin besteht unzweifelhaft die Originalität der Studie Kaufmanns[62], die die deutsche Ockham-Forschung in erheblichem Maße bereichert. Dieses methodische Vorgehen weist einige ansehnliche Vorteile auf: Ockham erweist sich als ein Philosoph, dessen Argumente dem heutigen Diskussionsstand vergleichbar sind und dessen Thesen nicht nur von historischem Wert sind. Kaufmann erfüllt das Postulat, das Norman Kretzmann in der Einleitung zur renommierten «Cambridge History of Later Medieval Philosophy» als Programm aufgestellt hat, wenn er von einer «fruchtbaren Beziehung» zwischen zeitgenössischem und mittelalterlichem Denken spricht.[63] Gewiß wird auf diese Weise die Philosophie des Mittelalters aus dem Ghetto befreit, in das die Spezialisten sie manchmal einschließen. Die Unvoreingenommenheit und die Unmittelbarkeit, mit der Kaufmann Quine, Davidson und Putnam mit Ockham ins Gespräch bringt, habe ich als erfrischend und sehr anregend empfunden. Die Grenzen solchen Vorgehens muß ich als Historiker der Philosophie allerdings auch in Erinnerung rufen: Es fehlt eine ausdrückliche Reflexion, in der die Möglichkeit solcher unmittelbarer Konfrontation bedacht (und gerechtfertigt) wird. Inwieweit ist es möglich, unsere eigene historische Bedingtheit und die Kontextualität Ockhams zu überspringen? Ich bin überzeugt, daß bezüglich einiger Punkte, die der Autor behandelt, eine präzisere historische Situierung der Probleme einerseits die Bedeutung der Fragestellung hätte klären können und andererseits die Historizität der Vernunft und vernünftiger Argumente anschaulicher manifestiert hätte. Dies gilt für die Darstellung der Kategorienlehre oder die Rolle der Allmacht Gottes in besonderer Weise.[64] Wiewohl ich diese kritischen Einwände nicht

[61] Sein, Signifikation und Erkenntnis, viii.

[62] Ein vergleichbares Ziel verfolgt das bereits erwähnte Buch von C. Panaccio sowie die Arbeit von CYRILLE MICHON, Nominalisme, La théorie de la signification d'Occam, Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1994, 524 S. Eine Besprechung dieses Versuches gibt DOMINIK PERLER, Analytische Zugänge zu Ockham, in: *Philosophische Rundschau* 42 (1995) 177–180.

[63] Vgl. dazu die programmatische *Introduction*: «It is one of our aims to help make the acticity of contemporary philosophy intellectually continuous with medieval philosophy to the extent to wich it already is so with ancient philosophy. Such a relationship has celarly benefited both philosophical scholarship on ancient philosophy and contemporary work in philosophy, and we hope to foster a similar mutually beneficial relationship between medieval philosophy and contemporary philosophy» (The Cambridge History of Later Medieval Philosophy, Cambridge 1982, 3).

[64] Noch einmal möchte ich auf die sehr umsichtige Darstellung, die Schulthess gibt, hinweisen. Im Gegensatz zu Kaufmann setzt er sich auch sehr ausführlich mit der Sekundärliteratur zu Ockham auseinander. Auch dies ist selbstverständlich ein Streitpunkt, über den diskutiert werden kann. Wer wie Kaufmann wissen will, ob die Argumente Ockhams gültig seien, für den sind die verschiedenen Positionen der Philosophiehistoriker tatsächlich sekundär.

zurücknehmen möchte, sei trotzdem daran erinnert, daß es verschiedene Zugänge zur Philosophie der Vergangenheit geben muß. Ich möchte ganz entschieden für einen methodischen Pluralismus plädieren. Im angelsächsischen Raum wird das von Kaufmann angewandte Verfahren seit Jahrzehnten mit erstaunlichem Erfolg praktiziert. Auch wenn ich selbst andere methodische Wege zu gehen versuche, möchte ich die Anregungen, die eine an der analytischen Philosophie orientierte Beschäftigung mit dem Denken des Mittelalters bewirkt, in keiner Weise missen.